

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 244. Bromberg, den 8. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bernier macht sich nun daran, hinunterzuspringen, erstarrt aber plötzlich, das Gesicht gegen die Böschung gerichtet. Was hat er gesehen?

Dort war, vor noch ganz wenigen Minuten, in einer Entfernung von nicht einmal zehn Metern ein Mann gestanden. Plötzlich schien er wie vom Erdboden verschluckt zu sein. War das Wirklichkeit oder Phantasie? Soll er Herrn Ferdinand und seinen Verbündeten darauf aufmerksam machen? Vielleicht beschließt er, sich erst zu überzeugen, ob dort im Gras auch niemand im Hinterhalt liegt? Nein, denn wenn er die beiden Leute beunruhigt, so sind sie imstande, ihn aus übertriebener Vorsicht noch einen Tag auf dem Schiff warten zu lassen.

„Na, was ist? ... Was treibst du da oben?" fragt der Sohn von Goume schon ungeduldig.

„Ich komme", antwortet Bernier ganz einfach. Er klammert sich mit beiden Händen hinten an die Schiffsverschanzung an und läßt sich, nicht ohne zu stöhnen, hinuntergleiten, denn seine noch immer wunden Knie schlagen heftig an den Rumpf des Schiffes an.

Phantasie oder Wirklichkeit? Eher wohl Phantasie ..., da doch jetzt niemand auf dem Flusse ist.

Bernier ist im Boot und das Boot entfernt sich immer mehr von dem Wrack.

„Hallo, Einundsechzig ... kannst du rudern?" fragt flüsternd Herr Ferdinand.

„Ja", antwortet der gehetzte Mann ebenso leise. Sein Herz wird immer leichter, je weiter sich das Boot von der Böschung entfernt.

„Na, dann nimm die zwei Holzstengel und deinem Genossen aus dem Bagno kannst auch eine Hand geben."

„Das ist auch einer?" fragt Bernier und zeigt dabei auf den Ruderer, der eben mächtig die Ruder anzieht und dabei das Ho—ruck der Holzhauer ausstößt. „Auch ein Glied der Kette?"

„Ja ... das ist Butard, Schnapsmaul genannt."

„Seine Nummer?"

„Sechsundvierzig! ... Hat zwanzig Jahre bekommen, weil er eine Bank im Opernviertel gesprengt und einen Hausbesorger mit seiner ganzen Familie abgemurkst hat... Ein verfluchter Kerl, wie du siehst ... Ist nur zwei Jahre gesessen und hat sich dann davongemacht!"

„Du sagst, Schnapsmaul ... sechsundvierzig?"

„Ja."

„Dann paß mal auf!"

Bernier steckt zuerst die Ruder in die Dullen, beginnt zu rudern und singt dazu:

„Schleicht der Abend wie ein Alter ran,
reißt doch aus dem Bagno aus
noch ein alter Bursche dann und wann ..."

Der Ruderer steckt auf einmal seine Ruder in die Luft und fährt herum: „Wa ... wa ..." bellt er, wie ein wütender Bulldogg.

Bernier erwidert schaudernd: „Erinnerst du dich nicht, Butard? ... Ich war dort, wie du dich eines Abends geflüchtet hast ... mit dem Faulenzer ... ich bin Bernier!"

„Kann sein ..."

„Und wir haben alle gesungen ... so laut als möglich ... während du das Schloß gesprengt hast ..."

„Ja."

„Ich bin der Einundsechziger."

„So."

Der Mann hat wieder zu rudern begonnen. Man sieht jetzt nichts mehr, als seinen athletischen Rücken und die breiten Schultern.

Er brummt: „Jetzt haltet aber euer Maul! Genug geschmust!... Ist kein Spaß hier um die Zeit... Die Flußpolizei könnt meinen, wir werfen heimlich Netze aus .... Wär doch zu dreckig, wenn sie uns deshalb hopp nähmen..."

„Hast recht, Butard ... reg dich nicht auf ... wir schweigen schon."

„Na dann gut. Und Ruhe!"

„Ja, Ruhe!"

Herr Piérout hatte das nicht vorausgesehen. Man kommt dem entsprungenen Sträfling also nicht vom Ufer, sondern vom Fluß aus zu Hilfe. Herr Piérout ist also doch nicht ganz ein zweiter Sherlock Holmes. Immerhin ist er mutig, kühn, abenteuerlustig. Und vielleicht auch ein ganz klein wenig ehrgeizig. Nein, er gibt sich noch nicht geschlagen! Dieser Cazot, wie der ihn auslachen würde!

Schließlich könnte er ja, so wie er jetzt hinter dem Schiff liegt, mit aufgestützten Ellbogen, wie ein Jäger im Gras, gut anlegen, und, wenn er wollte, seinen Revolver auf die Flüchtlinge loslassen, die er noch mitten auf der Seine, wie drei dunkle Schatten, unterscheiden kann.

Er hatte das leise Heranfahren des Bootes vorher gar nicht bemerkt, hatte auch nicht gesehen, daß Boubou und Bernier sich an Deck des Schiffes befanden. Letzterer hatte sich plötzlich aufgerichtet, um ein Tau zu fangen, das ihm jemand geheimnisvollerweise von der Seine her zuwarf.

Und Piérout hatte es gesehen ...

Da war auch er aufgestanden. Mit einem Blick hatte er die Situation erfaßt. Kein Zweifel: die Komplizen waren eben gekommen, um entweder den Flüchtling zu holen, oder um ihm Lebensmittel zukommen zu lassen. Er konnte aber nicht auf das Schiff springen, um sich des Sträflings zu bemächtigen, denn nicht ein Steg, nicht eine Planke führte dorthin. Und dann hätte auch jede Bewegung, das Kommen und Gehen, das erforderlich gewesen wäre, um eine Planke zu finden und an Bord zu werfen, sicherlich die Aufmerksamkeit des Sträflings erregt. Wer weiß, ob das nicht einen Kampf mit Revolvern zur Folge gehabt hätte... Und wieviel Männer, wie viele Verbrecher waren noch in jenem unsichtbaren Boot auf der anderen Seite des Schiffes? Er aber war allein. Das durfte er nicht vergessen. Sich zeigen? Tollkühnheit! List? Klugheit! Also à la Sherlock Holmes, nicht wahr!

Mit einem einzigen Ruck hatte er sich wieder auf den Erdboden zurückgeworfen, denn ihm war, als hätte Bernier, wie er so unbeweglich in der Nacht stand, ihm das Gesicht zugewandt und als durchspähte er jetzt das Dunkel ...

Dann hatte das Boot das Weite gesucht. Und, wie er wußte, den Sträfling und seinen Sohn mit sich geführt.

„Was tun?

Rasch wieder auf die Böschung steigen, bis zum Viadukt von Auteuil laufen, in höchster Eile hinüberkommen, im schärfsten Trab das entgegengesetzte Ufer erreichen, wo das Boot in kurzem anlegen würde, das erforderte zum mindesten eine Viertelstunde.

Die Bande wäre dann schon längst zu Fuß nach Billancourt gekommen und im Dunkel verschwunden.

Und ihre Fährte wäre auf immer verloren. Und verloren auch die Prämie von zehntausend Francs! Verloren auch die schöne Zukunft bei der Polizei und der schwindelnde Rausch, in einem Tag berühmt zu werden! Nichts bliebe, als der grausame Spott von Cazot!

Piérout ist abenteuerlustig. Er legt den Revolver auf seinen Kopf und zieht sein Käppi bis über die Ohren. Dann entledigt er sich rasch seiner Jacke, seiner Weste und seiner Schuhe. Er wirft alles in ein Faß, hinter dem er sich bis jetzt versteckt gehalten hat und dreht es um. So kann er dann morgen früh seine Kleider wieder finden. Und er behält nichts an sich, als das Hemd, die Socken und die Hosen.

Dann steigt er sehr rasch in den Fluß.

Man hört noch seine gedämpfte Stimme: „Hu . . . ist das kalt! . .“

Aber da beginnt er auch schon zu schwimmen, und zwar auf der Seite, den Kopf halb im Wasser, wobei er sehr acht gibt, daß die Arme nicht außer Wasser kommen.

Vierzehntes Kapitel.

Goume.

„Also, leg an!“

Das Boot fährt mit seiner Spitze in das Schilf hinein. Das Schnapsmaul springt als erster an das Ufer. Boubou hat er wie ein Paket unter den Arm genommen.

„Vorwärts . . . verduften wir!“ kommandiert er.

Bernier und Ferdinand steigen ebenfalls aus dem Schiff.

„Ich kann nicht laufen“, jammert der gejagte Mann.

„Warum?“

„Meine Knie sind geschwollen.“

„Um so schlimmer . . . Du mußt! . . . Nimm dich zusammen . . . Sind wir erst auf dem Weg, so kannst du verschnaufen . . . Erst aber verschwinden wir einmal hinter den Hecken.“

Mit zusammengebissenen Zähnen macht Bernier noch diese letzte Anstrengung. Stöhnend läuft er den beiden Männern nach, von denen einer sein Kind trägt.

Das Schnapsmaul macht den Führer. Er biegt nach rechts auf einen schmalen Fußsteig ab, der auf einer Seite von einer hohen Bretterwand, auf der andern von einem Zaun begrenzt wird. Es ist dunkel. Bernier spürt, wie er mit den Füßen auf Erdschollen und knirschende Eisenschlacken tritt. Alte Ölfläschchen, Flaschenscherben und leere Konservenbüchsen krachen unter seinen schweren Schuhen. Das Schnapsmaul wird jedesmal sehr böse: „Mach keinen Krawall!“

Butard und Ferdinand tragen nämlich Leinenschuhe, auf denen sie lautlos wie die Schatten gehen.

Nachdem sie einige Minuten gelaufen sind, bleibt das Schnapsmaul stehen und setzt Boubou auf die Erde nieder.

„Geh nur allein, du Fratz . . . Man kann uns vom Fluß nicht mehr sehen . . . jetzt heißt es nur natürlich dreinschauen, wenn Leute kommen.“

Das Kind ist auf den Vater zugestürzt. Zitternd klammert es sich an seine große, schützende Hand: „Ach, Pap, verlaß mich nicht!“

Der Weg ist lang, macht viele Kurven. Der Mann an der Spitze wechselt unausgesetzt die Richtung, biegt plötzlich um, geht immer wieder zurück. Jeden Augenblick geht es durch einen Garten oder ein Feld, sie schleichen leise an den elenden Baracken vorbei, deren es in der Zone ja so viele gibt, springen über Bäche, die nach dem letzten Regen hoch angeschwollen sind. Endlich kann man wirkliche Wege unterscheiden. Häuser aus Stein, mit Gärten hinter Mauern tauchen vereinzelt auf, nähern sich einander, werden immer mehr, bilden schließlich eine lange Reihe und so entstehen Straßen, durch deren tiefes Dunkel nur hie und da das zitternde Licht der Straßenlaternen sticht.

Und dieses Dunkel wirkt so beängstigend in seiner tiefen Stille . . .

Manchmal aber bellt, wenn die drei Männer und das Kind vorübergehen, ein aufgescheuchter Hund hinter einer Mauer. Und dann antworten andere Hunde von weitem . . . Und die Nacht ist einen Augenblick lang erfüllt von einem wütenden Gekläff. Bis dann wieder mit einemmal die tiefe Stille einsetzt . . .

„Da sind wir“, erklärt das Schnapsmaul.

Herr Ferdinand hat eine Art kleinen Leinensack mit eingezogener Schnur aus der Tasche gezogen. Noch ehe Bernier sich rühren kann, zieht er ihn ihm über Kopf und Gesicht. Bernier fühlt, wie die Schlinge an seinem Hals fest zugezogen wird.

Ist das ein Angriff?

Doch Herrn Ferdinands Stimme beruhigt ihn: „Mach keine Geschichten! . . . Wer zu Goume will, darf den Weg nicht sehen . . . Mach keine Geschichten, sag ich dir! . . . Wir sind gleich dort . . . Da, gib die Hand her und nimm deinen Deckel, den ich dir runtergehaut hab . . Und jetzt heb die Haxe eine Stufe kommt . . . Geh nur, ich laß dich nicht los . . . Mach dich nicht an!“

„Und mein Bub?“ fragt Bernier beunruhigt.

„Wir passen schon auf,“ antwortet Butard mit seiner Grabesstimme.

Der gehetzte Mann überläßt sich — denn nun kann er ja nicht mehr zurück — wenn auch nicht ohne Mißtrauen Herrn Ferdinands Führung. Der gibt ihm jeden Schritt an: „Achtung . . . wir kehren um . . noch zwei Stufen . . . jetzt rein in die Bude . . . paß auf, ich muß erst die Tür aufmachen . . . jetzt gehen wir aber wirklich hinunter . . links ist ein Geländer . . . halt dich an daran! . . . Den Kopf hinunter . . . die Decke ist niedrig . . . jetzt kehren wir noch einmal um . . . Halt, halt, nicht so schnell, du rennst ja in die Mauer.“

Bernier geht unsicher, wie einer, der erst seit kurzem mit Blindheit geschlagen ist. Er stößt sich an Mauern und Türen an und stolpert über die Stiegen.

Eine nervöse Angst bedrückt ihn. Und er hört nicht auf, sich zu quälen.

„Ist mein Bub bei dem Schnapsmaul?“

„Ja, er ist beim Schnapsmaul.“

„Wo ist er denn? . . . Ich höre ihn gar nicht mehr vor uns.“

„Er ist weiter vorn.“

„Ha . . .“

„Was willst du?“

„Und mein Bub . . . ist er auch weiter vorn?“

„Ich sag dir doch, er ist bei Butard.“

„Warum habt ihr mir meinen Buben genommen? . . . Ich will nicht, daß man mir meinen Kleinen nimmt . . . Gebt ihn wieder her!“

„Jetzt hör aber auf mit deinen Faxen . . . Man wird dir dein Balg nicht auffressen . . . Vorwärts! . . . Bück dich noch! . . . Jetzt geht's über ein Loch . . . hier ist es nicht groß! . . . Geh ein wenig zur Seite, so . . . wegen deiner Schultern . . du spürst ja, es geht . . . So bück dich, zum Teufel! . . . Und zieh deine Haxen ein . . . deine Knie . . . ach was . . . kannst ja Goume sagen, daß man sie dir verbinden soll . . . jetzt müssen sie sich halt ein bißchen schinden . . . Vorwärts, setz dich nun auf die Erde . . . Wirst nicht schmutzig, ist ja nur Sand . . . Wo wir sind? Bist nicht schlecht neugierig! Wirst es nie erfahren . . . Bißchen frisch, was? Herrgott, man hat eben noch keine Heißluftapparate eingerichtet . . . das kommt mit dem Fortschritt . . . Na, na, na, . . . daß war eine Schnecke . . . wisch dir die Hand ab, ist ja nichts Schlimmes . . Wo spürst du Wasser? . . . Es ist ein wenig feucht, das ist alles . . . Gib deinen Schädel nicht in die Höh oder du bringst dich um . . . Und kümmere dich um nichts, sage ich dir . . . Rühr deine Maske nicht an! . . . Sonst! . . . Paß auf, wir sind am Ziel! . . . Hallo! . . . Du kannst aufstehen . . . So steh doch schon einmal auf! . . Halt! . . . jetzt wirst du Goume zu sehen bekommen.“

Bernier hat sich aufgerichtet, bleibt reglos stehen. Er hört, wie dicht neben ihm drei Faustschläge langsam auf eine Eisenplatte fallen. Vor ihm scheint sich eine Tür zu öffnen . . . Eine Welle heißer Luft umspült sofort darauf seine Hände. Herr Ferdinand hat ihn wieder beim Arm genommen und führt ihn nun ein paar Schritte weiter. Die Tür hinter ihm wird geschlossen. Und schon zerren Finger an der Schlinge, die seinen Hals fast erwürgt. Und der Sack, der seinen Kopf bedeckt, wird rasch weggezogen.

Der niedrige und tiefe Saal, in dem Bernier sich nun befindet, wird nur spärlich durch eine Petroleumlampe, die in einem Kupferreifen von der Decke herabhängt, beleuchtet. Rund herum im Halbdunkel sind lauter schweigende Männer, die entweder rittlings auf Strohsesseln sitzen, oder mit verschränkten Armen an der Mauer lehnen. Doch Berniers Blick wird plötzlich von etwas anderem abgelenkt, gepackt, angezogen und festgehalten.

In einem hohen Lehnstuhl sitzt eingesunken ein verkrüppelter Greis. Er hüllt sich fröstelnd in eine dicke Wolldecke, sein weißer Kopf gleicht einem kahlen Geierschädel, das Gesicht ist verschrumpft, die gelbe Haut zerknittert, Schmutz verklebt die Runzeln. Und dieser Greis lächelt Bernier zu, er lächelt aus seltsam tiefliegenden und fahl umränderten Augen ein zahnloses, voltairisches, grausam zynisches Lächeln.

Eine Hand des Greises hängt reglos über den Arm des Fauteuils. Eine skelettartige, von Rheumatismus verkrümmte, unförmige Hand, deren Finger knotig sind wie Reben. Auf dieser Gespensterhand aber leuchtet ein großer Diamant. Und dieser Diamant ist blau und sehr rein; er scheint das ärmlich trübe Licht der Petroleumlampe aufzufangen, um es in tausenderlei bunten Flammen wiederzugeben.

Wie Lanzenstiche dringen die scharfen, magnetischen Strahlen in Berniers Augen, blenden ihn, der eben aus dem tiefsten Dunkel kommt. Das Funkeln, das von diesem skelettartigen Finger ausgeht, macht ihn ganz wirr . . .

(Fortsetzung folgt.)

Stinnes und Voltaire.

Es ist schon alles dagewesen.

Der große Kriegsanleiheschwindel, durch den das Reich um ungezählte Millionen Mark geschädigt wurde, ist durchaus nicht so neuartig, wie es im ersten Augenblick erscheint. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich bereits im Jahre 1750 in Preußen. Während jetzt im Zusammenhange mit dem zu Unrecht angemeldeten Altbesitz von Kriegsanleihescheinen immer wieder der Name Stinnes genannt wird, war bei der damaligen Affäre Voltaire der traurige Held.

Voltaire, der große Spekulant und gerissene Geschäftsmann, der es zu einem fast märchenhaften Reichtum auf verschiedenste Weise gebracht hatte, war keine Diogenes-Natur, die sich beschaulich in der Verachtung irdischer Güter gefiel. Er hatte in Frankreich eine gute Schule der Geldinflation miterlebt und hielt, als von Sachsen den preußischen Untertanen gewisse sächsische Steuerscheine in voller Höhe vergütet werden sollten, die Gelegenheit für günstig, im Stillen solche Papiere noch in Dresden aufkaufen zu lassen und sie in Berlin zur Anmeldung zu bringen. Bei seiner Stellung am Hofe und als Ausländer glaubte er mit diesem wenig vornehmen Geschäft nicht aufzufallen, obwohl eine Verordnung Friedrichs II. diese Schiebung verbot, damit Sachsen nicht bei der Befriedigung der preußischen Besitzer Schwierigkeiten mache.

Voltaire bewog den jüdischen Brillantenhändler Abraham Hirschel, mit einem Scheck auf 40 000 Franken, also einer recht erheblichen Summe, nach Sachsen zu reisen und für ihn die Steuerscheine aufzukaufen. Hirschel wahrte aber wahrscheinlich über die Angelegenheit nicht vollkommenes Schweigen und so wurde die Sache ruchbar. Um nun die Vorgänge zu verschleiern, ließ sich Voltaire von Hirschel Brillanten liefern, damit er vor dem Hofe seine Beziehungen zu ihm auf harmlose Weise erklären könnte. Als dieses Geschäft Voltaire aber nicht den erhofften Gewinn brachte, wandte er sich an den König, um durch dessen Eingreifen Vorteile zu erzielen.

Der König übergab aber die Sache den Richtern, und nun begann ein langer Rechtsstreit, bei dem es Voltaire gelang, seinen Gegner in Haft zu setzen. Voltaire scheute dabei nicht falsche eidesstattliche Erklärungen. Er leugnete u. a., feste Vereinbarungen mit Hirschel getroffen zu haben, und mußte später die Existenz von „Conventionen" einräumen.

Friedrich II., der eine starke Vorliebe für Voltaire besaß und sicher nicht eingenommen für die Juden war, schrieb an seine Schwester Wilhelmine: „Es ist der Prozeß eines Schurken, der einen Spitzbuben betrügen will. In einigen Tagen werden wir erfahren, wer von beiden der größere Gauner ist."

Nach dem Gerichtsentscheid, der Hirschel in der Hauptsache Recht gibt, fährt Friedrich II. den Freund an: „Sie haben das abscheulichste Aufsehen in der ganzen Welt gemacht. Die sächsische Steuerscheinangelegenheit ist so gut in Sachsen bekannt, daß man schwere Klagen darüber bei mir vorgebracht hat. Ich habe bis zu Ihrer Ankunft Frieden in meinem Hause gehabt, und ich versichere Sie, wenn Sie die Leidenschaft zu kabalieren und intrigieren haben, so sind Sie an den Unrechten gekommen. Wenn Sie sich entschließen können, als Philosoph zu leben, so wird mir Ihre Gesellschaft angenehm sein, aber wenn Sie sich der ganzen Wut Ihrer Leidenschaften hingeben und mit aller Welt Streit anfangen, so machen Sie mir kein Vergnügen mit Ihrem Besuch."

Voltaires Antworten sind ein deutliches Eingeständnis, wenn sie auch durch eine große Geste, mit der er auf die von Friedrich ihm zugesicherte Pension verzichtet, ablenken sollen. Schließlich wird er wieder in Gnaden angenommen, und allmählich gerät die Affäre in Vergessenheit. Dr. F. T.

Es geht um den Kopf.

Ein geschehenes Geschichtchen von **Richard Euringer.**

Das Futter seines Generalsmantels leuchtete scharlachrot wie das Gewand der Fliegenpilze. Er trug einen runden, braunen Vollbart wie man den Nußknacker in Bilderbüchern malt. In seinem Auge war der Zar von Rußland, in seinem Schritt der große Korse. Als Stichwort fiel sein Name in teppichstaubenden Bazaren. An der Dampffähre in Haidar Pascha warf es ein Bettler leuchtend in die Luft. Es fing zu summen an auf der asiatischen Erde; durch die glanztriefende Steppe des Kara Dagh schmückte es den eintönigen Singsang der Kameltreiber. Es klang in Haleb, flatterte auf der grünen Fahne zu Damas. Unterm Galgen vor dem Jaffator schwoll es zum Fluch. Es klang ein Hilfeschrei verschmachtender Wüstenbataillone, im ehrfurchtsvollen Schweigen des Libanon, als verliebtes Witzwort in Beirut; denn er war der Herr, Pascha, Großherr!

Die edelsten Hengste Arabiens wieherten in seinen Zelten. Fäuste voll Gold streute er unter die Aufständischen des Hauran. Er von all den Lebenden allein trug den Namen „der Große". (Allerdings als körperliche Unterscheidung von dem noch ein wenig untersetzteren Namensvetter.) Er ist Rebell gewesen, Bandenführer und Verschwörer. Zu Damaskus hielt er Hof: Djemal, der Herr der Kamele, Armeeführer, Marineminister, ungekrönter König Syriens, einer von den Dreien (Enver, Djemal, Talaat), angebetet, geächtet, ermordet zu Tiflis.

Damals — die Türkei feierte Sultans Geburtstag — lebte er noch, stand er, Gestalt gewordener Ehrgeiz, unter uns. Unheimlich in stummer Spannkraft. Sein windschiefer Marineadjutant schlich im Vorzimmer herum, sagte Artigkeiten ohne tiefere Bedeutung. Meißner, der Hedschasbahn-Erbauer, strich den weißen Spitzbart.

Im kleinen Saal empfing der Pascha die Abordnungen, Glückwunschbringer, Diplomaten. Generale, Beduinen Hodschas küßten ihm die knapp entzogene Hand. Diese weiche, weiße Haremshand.

Mich schob der deutsche Konsul in den Reigen, mich, einen kleinen Fliegerleutnant.

Djemals Mutter hat mich verflucht, dachte mein Herz, weil ich mit Halidé flog, auf Djemals Befehl, Halidé, der tapfersten kleinen Türkin, der ersten, die je ein Flugzeug bestieg. Djemal aber liebt mich, dachte mein Herz; denn mir hat er Halidé anvertraut, die er liebt.

Der Pascha bot mir die Hand. Ich küßte sie nicht. Er entzog sie mir nicht. Er schenkte mir einen Wunsch. Ganz wie im Märchen.

Ich wünschte mir Benzin. Also etwas ganz Nüchternes und Sachliches. Ausgerechnet Benzin; Fliegerbenzin. Für die Wüstenfront. Ob ihn mein Wunsch enttäuschte, merkte ich ihm nicht an; wer las je in seinen Zügen! Er fragte: „Wieviel?" Nüchtern, sachlich: „Wieviel?" Von der Wüste mag man Wasser fordern; und ich forderte von Syrien Benzin! Obwohl ich wußte, daß mir kein Spion auch nur ein „Tönneken" etwa noch verborgener schöner Reste aus Verstecken zaubern, keine Wünschelrute sie ans Licht ziehen würde, wenn nicht Djemals Machtwort.

Zehn? Nein, soviel gab es in ganz Asien nicht! „Siebentausend Liter", bat ich zögernd.

Djemal forschte in den Mienen seiner Gäste, feierlich. Der und jener wurde bleich. Dann pickte er sich einen alten Abdul-Hamid-Offizier heraus, der längst hätte General sein müssen, aber immer noch Major war.

Siebentausend? Siebenmal siebentausend Liter reines Fliegerbenzin — bei Hals und Kragen des persönlich haftenden Unglückswurms — schenkte mir sein Machtspruch. Ich war sprachlos.

Adjutant und Generalstabschef notierten sich die Zahl. Djemal ließ uns stehen. Ehrfurchtsgassen öffneten sich mir, dem Günstling.

Fünfzigtausend Liter! Karawanen von Benzin. Ach, wie würden mir die Freunde um den Hals fallen! Wie mochten sich die Walis, Bimbaschis, Mutessarifs giften, die sich irgendwo ein Auto-Puppchen aufgeschnappt. Und wie sollten sich die Tommys wundern.

Mein geliebter alter Abdul-Hamid-Onkel setzte mich sogleich in Marsch. Trotz Sultans Geburtstag. Und er lächelte so freundlich. Gar nicht wie ein Mann, um dessen Kopf es geht. Sehr beruhigt und wohlberaten.

Wir suchten Syrien ab. Auf Benzin. Zogen durch Damaskus, die berühmte Stadt der tausend Brunnen, suchten fünfzigtausend Liter der bewußten Art.

Und wer sucht, der findet. Schon im Lazarett, im Privatzimmer des Chefarztes, fanden wir eine Kölnischwasserflasche voll: Benzin! Drei Kanister im Hotelkeller. Oh, es läpperte sich zusammen!

Ein alter Apotheker stiftete uns — das einzige im Morgenland! — sein Densimeter. Nun fehlte nichts mehr. Außer dem bißchen Benzin. Manchmal greift mein freundlicher Begleiter sich wie träumend an den Hals . . . Und wir fanden! Wirklich, am dritten Tage. Wir rochen Benzin!

Im Gerümpel einer Art Türbé lagerten Fässer. Nasebohrend lehnte ein Posten malerisch davor. Firnwind fächelte durch die Palmen. Glücklich fiel ich meinem Weißkopf um den Hals . . .

Abends ist großer Abschied: Caesar eilte nach Rom; das heißt: Djemal wollte mit Enver in Stambul zusammen treffen. Mit ihren zuckerhuthohen Filzfesen standen „tanzende Derwische" in Parade. Winkelnd quinkelte die Musik. Aus dem Zugabteil beugte sich, die große goldene Imtias auf der Brust, der Pascha. Er sprach nicht; er blickte. Er sah mich an, mich, den kleinen Fliegerleutnant.

Djemal ist wie Bonaparte. Er kennt jeden seiner Kämpfer. Und mir hat er fünfzigtausend Liter Flieger-

benzin geschenkt! Er weiß es. Er vergißt nichts. Er fragt mich: „Sie haben erhalten?" Ich habe erhalten; er fragt nicht, wieviel. Was soll ich mit dem Kopf des guten Alten? Der steht dicht hinter mir und lächelt, er zittert nicht. Djemal blickt von mir zu ihm, von ihm zu mir und fragt: „Sie haben erhalten?" Und fragt: „Wieviel?"

Armer alter Abdul-Hamid-Onkel, kannst du jetzt nicht zaubern, ist's um dich geschehen!

Und ich bringe seinen Kopf in Gefahr und sage: „Siebenhundertsieben Liter." Das Gefolge duckt sich, und der Pascha lauscht. Und lacht. Und fragt verwundert: „Mensch, wo haben Sie die aufgetrieben?"

Wissend schmunzelt der Alte . . .

Ein Smaragdbergwerk, zum ersten-, zum zweiten- und zum drittenmal . . .

Österreichs einzige Edelsteingrube unter dem Hammer.

Ein seltsames Versteigerungsobjekt gelangt dieser Tage unter den Hammer: das Smaragdbergwerk im Habachtal, im Oberpinzgau, im österreichischen Bundesstaat Salzburg. Es ist die einzige Edelsteingrube Österreichs, und es gehörte bis zu Beginn des Weltkrieges zu den sechs ergiebigsten Smaragdbergwerken der Welt. Außer der Grube im Habachtal sind an nennenswerten Smaragdgruben nur noch zu verzeichnen: das Musotal in Kolumbien, Stong Point in Nordkarolina, die Mourne Mountains in Irland, Koffir in Ägypten, Takowaia im Ural.

Das Habachtal-Bergwerk wurde erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschlossen. Der Wiener Juwelier Samuel Goldschmied hatte um diese Zeit größere Grundstücke im Habachtal erworben, um im dortigen Glimmerschiefergebiet auf Silber zu schürfen. Zu seiner angenehmen Überraschung deckte man Smaragdvorkommen auf. Goldschmied betrieb den Smaragdbergbau zuerst auf eigene Kosten, später verkaufte er das wertvolle Bergwerk an die Esmerald Mines Limited, eine Londoner Gesellschaft, die das Bergwerk erheblich vergrößerte und bis zum Ausbruch des Krieges betrieb. Es wurden sehr schöne und große Steine gefunden, und das Salzburger Museum weist in seiner Mineraliensammlung einige gute Habachtal-Smaragde auf, die ihm von der englischen Gesellschaft geschenkt worden waren.

Mit dem Kriegsausbruch wurde der Betrieb des Bergwerks eingestellt. Die Anlagen wurden zuerst von der Gemeinde Bramberg, dann von einem Bauernkonsortium erworben; das Bergwerk war indes in der Zwischenzeit so verfallen, daß die Inbetriebnahme mit großen Schwierigkeiten und immensen Kosten verknüpft gewesen wäre. Außerdem hatten Lawinen, unter denen das Habachtal immer zu leiden hatte, großen Schaden angerichtet. Auch ein benachbartes Asbestbergwerk, das zuletzt das Smaragdbergwerk erworben hatte, konnte den Betrieb nicht aufnehmen, weshalb es jetzt zur Versteigerung kommt.

Man nimmt an, daß das Bergwerk etwa 60 000 Schillinge bringen wird. Wie man hört, soll sich abermals eine englische Gesellschaft um den Erwerb des Smaragdbergwerks bemühen; und in Österreich würde man es begrüßen, wenn eine kapitalkräftige Gesellschaft das Bergwerk wieder auf die alte Höhe bringen würde, auf daß die österreichischen Smaragge wieder ihre ursprüngliche Rolle auf dem Edelsteinweltmarkt spielen könnten. St. F.

Geschichten von Mark Twain.

Von Paul Stahn-Ewerbeck.

Nicht in dicken Biographien spiegelt sich der Charakter, sondern in den kleinen, reizenden Augenblicksbildern, Impressionen und in der Anekdote. Und es kommt gar nicht darauf an, daß sie alle „wahr" sind. Nur gut erzählt müssen sie sein. Und lustig. Wie diese:

Mark Twain war ein großer Mann. Und große Männer haben das Vorrecht, ein bißchen zerstreut zu sein. Nein, seinen Schirm ließ er nirgendwo stehen. Er hatte gar keinen.

Aber eines Vormittags benötigte er dringend ein Nachschlagewerk, das Tags zuvor sich die Nachbarin entliehen hatte.

Mark Twain ging es holen.

Aber als er strahlend, das Buch in der Hand, sich wieder in seine Wohnung begab, da schlug seine Frau die Hände über den Kopf zusammen. Voller Entrüstung. Denn Mark hatte vergessen, seinen Schlips umzubinden.

Sinnend schaute er zum Fenster hinaus, in die Blätter des Ahornbaumes. Dann beugte er sich über den Tisch und schrieb: „Gnädige Frau, eben bei meinem Besuch hatte ich vergessen, meine Krawatte umzubinden. Hier ist sie. Bitte, schauen Sie sich die eine halbe Stunde lang an."

*

Weil Mark Twain einen ganz großen Mandarin beleidigt hatte, bekam er acht Tage Gefängnis. Das war noch in seiner goldenen Jugendzeit. Später fragte ihn ein Reporter über seine Eindrücke.

„Ach, lieber Freund, wenn man im Gefängnis näher zusieht, entdeckt man, daß es auch da Schurken gibt, wie überall."

*

Als Twain eines Tages eine kleine Dampferreise machen wollte, so die Küste runter, von Newyork südlich, da bekam er als Tischgenossen einen Major M. Reynolds.

Das freute ihn. Denn dieser Major war von der Heilsarmee und hieß mit Vornamen Mary.

*

Daß Mark Twain gute Bücher schrieb, weiß heute die ganze Welt. Daß er aber auch Mitinhaber seines eigenen Verlages war, publiziere ich hier. Na, schön.

Mark benötigte expreß ein Exemplar seines Tom Sawyer. Er tritt in den nächsten Buchladen, entlarvt sich als Verleger und bekommt 50 Prozent Rabatt.

Nun aber, sagt er, bin ich auch der Autor des Buches. Als solcher bekomme ich vom Verleger des Buches immer 50 Prozent Rabatt. Er bekommt.

Und was kriege ich als alter Kunde? Haben Sie mir bislang nicht immer 25 Prozent gegeben? Er bekommt.

Er bekommt einen Dollar und das Buch. — —

So macht man in Amerika Geschäfte und Anekdoten, — und wird weltberühmt.



Bunte Chronik



*** Ein eigenartiges Begräbnis.** In Taiwan, der Hauptstadt des südlichen Formosa, ist kürzlich ein Leichenbegängnis gefeiert worden, wie es selbst in diesem Lande der großen und pomphaften Begräbnisse nicht oft vorkommen dürfte. Es handelte sich um einen reichen, alten Chinesen aus Amoy, der von da nach Formosa ausgewandert war. Während seiner Krankheit hatte er eine Anzahl der bekanntesten amerikanischen Ärzte kommen lassen, deren jeder das stattliche Honorar von 5000 Dollar erhielt. Aber aller Reichtum und alle Anstrengungen vermochten den Tod nicht fernzuhalten. — Der Verstorbene war im Leben sehr religiös gewesen und wünschte dies auch im Tode noch zu dokumentieren. Demgemäß schritten allein 36 Geistliche dem Trauerzuge voran, und zwar die Vertreter der verschiedensten Bekenntnisse und Sekten. Die Begräbniszeremonien selber dauerten volle sieben Tage und kosteten nicht weniger als sechshunderttausend Mark. An dem feierlichen Umzuge mit der Leiche durch die ganze Stadt nahmen allein zehntausend Fackelträger teil, und vierzig Musikkapellen begleiteten den Zug. Von besonderem Interesse waren eine Anzahl allegorischer Gruppen, die auf großen Wagen im Zuge mitgeführt wurden. Sie stellten die Tugenden und die Taten des Verstorbenen dar. In allen Straßen, durch welche der Trauerkondukt seinen Weg nahm, waren auf beiden Seiten Tausende von Buden mit Lebensmitteln, Erfrischungsgetränken und frommen Bildern und Sprüchen aufgestellt. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug an, damit die unzähligen Teilnehmer sich mit Speise und Trank laben konnten, und während der ganzen Trauerfeierlichkeiten wurden weitere Geschenke und Andenken an die Zuschauermengen verteilt.

Lustige Rundschau



*** Väterlicher Rat.** „Marietta", sagte der Bankier zu seiner Tochter, „heute abend singe um Gotteswillen nicht, sonst verlangt dein Bräutigam wieder eine Erhöhung dessen, was du mit in die Ehe bringst!"

*

*** Verkehr.** „Verkehren Sie mit der Familie Sullivan?" — „Nur geschäftlich — ich habe die Tochter geheiratet!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.